

Angst hatte Gay Bradshaw nicht, als sie dem Puma zum ersten Mal begegnet. Stattdessen versprach sie ihm zu helfen.

Ein Ort zum Gesundwerden

Gewalt, Vernachlässigung, Isolation – genau wie Menschen können auch Tiere durch schlimme Erfahrungen seelische Traumata erleiden. Im Süden Oregons hilft die Psychologin Gay Bradshaw Kaninchen, Schildkröten, Hirschen und vielen anderen Tieren, ins Leben zurückzufinden. Auch ein junger Puma suchte einmal Zuflucht auf dem Lebenshof.

Text: Uta Maria Jürgens, Illustration: Oliver Roth

Nichts deutete darauf hin, dass etwas anders war an diesem Morgen vor wenigen Jahren, als die Ökologin und Psychologin Gay Bradshaw auf ihrem Lebenshof „Grace Village“ aus der Wohnungstür trat. Sie machte ihre morgendliche Fütterungsrunde – da sah sie sich unvermittelt einem Puma gegenüber, der am Schildkrötengarten mit seiner Tatze durch einen Spalt zwischen Zaun und Überdachung des Geheges langte. Er hatte wohl Hoffnung auf eine leicht zu ergatternde Mahlzeit, denn offensichtlich konnte er nicht mehr jagen: Anscheinend war er von einem Auto angefahren worden, seine Flanke war blutverkrustet. Soweit Bradshaw sehen konnte, waren aber die Gliedmaßen nicht gebrochen.

Angst habe sie keine gehabt, sagt Bradshaw. „Es war so offensichtlich, dass er litt.“ Junge Männchen seien neugierig und unerfahren, sie gerieten leicht in Schwierigkeiten, erklärt sie.

Bradshaw ist eine international renommierte Expertin für Posttraumatische Belastungsstörungen bei Tieren und betreut auf ihrem Lebenshof in Jacksonville im Süden Oregons, den sie 2008 gegründet hat, neben 15 Wüstenschildkröten Kaninchen, Katzen, Hunde, Amazonaspapageien, Kakadus, Hirsche, Waschbären, Hühner und Truthähne. Viele der Tiere, die bei Bradshaw unterkommen, haben Traumatisches erlebt – Gewalterfahrung, Vernachlässigung, Isolation, artfremde Haltung.

Tiere können zwar nicht berichten, was in ihnen vorgeht und ob sie beispielsweise Flashbacks erleben. Doch die Auswirkungen traumatischer Erfahrungen auf ihr Verhalten sind vergleichbar mit denen bei Menschen: Hyperaggression

»Heilungsbegleitung bedeutet, von der eigenen Perspektive zurückzutreten«

Gay Bradshaw, Trauma-Expertin

gegen Artgenossen und andere Spezies, überschießende Schreckreaktionen, depressiver Rückzug, Störungen in der Fürsorge gegenüber den eigenen Jungen, selbstverletzendes Verhalten. Je nach Persönlichkeit und Körper eines Tiers treten diese unterschiedlich zutage. Elefanten versuchen Nashörner zu vergewaltigen, Papageien rupfen sich die Federn aus, Kojoten lecken sich blutig, Kaninchen verweigern die

Nahrungsaufnahme, Schildkröten versinken in Apathie, Fische verlassen ihr Versteck nicht mehr.

Bradshaw richtet sich im Umgang mit

den tierischen Bewohnern ihres Lebenshofes nach Prinzipien, die auch in der menschlichen Traumatherapie genutzt werden – etwa Sicherheit bieten, Verständnis schenken oder Selbstbestimmung fördern. Auch bei dem jungen Puma, der seinen scheuen Blick abwehrend auf Bradshaw richtete, war der erste Schritt, ihm ein Gefühl der Sicherheit zu geben.

Der Puma und sie schauten sich lange an, erzählt Bradshaw. Er schien unschlüssig, ob er sich durch ihre Gegenwart von seinem Vorhaben abbringen lassen sollte, den Hunger mit einer Schildkröte zu lindern. „Du wirst kein Mitglied meiner Familie fressen“, sagte Bradshaw zu ihm. Und fügte an: „Aber ich helfe dir!“

Zusammenleben voller Gewalt

Der große Kater hat wahrscheinlich schon vor seinem Autounfall



Rupfen Vögel ihre Federn aus, ist etwas im Argen – körperlich oder psychisch.

schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht. Denn seit die europäischen Siedler Nordamerika kolonialisierten, zieht sich eine Blutspur durch die gemeinsame Geschichte von Pumas und Menschen. Bradshaw spricht von einer Art kollektivem Trauma, das die großen Raubtiere Amerikas miteinander teilen – Pumas, Wölfe, Bären und Koyoten wurden jahrhundertlang gezielt verfolgt und vernichtet.

Auch heute werden in Oregon, wo Bradshaws Lebenshof liegt, noch Pumas gejagt. Neben gezielt darauf abgerichteten Hunden, die Pumas auf ihren Schlafbäumen stellen, kommen auch verschiedene Fallen und Gift zum Einsatz. Die Populationen sind inzwischen genetisch verarmt. Jagddruck, Lebensraumzerstörung und Knappheit an Nahrungsquellen setzen die großen Katzen unter Druck.

Seit einigen Jahren bieten Methoden wie Telemetrie und Videofallen Forschenden Einblicke in die Lebensweise der Pumas. So fanden sie etwa heraus, dass die Tiere nicht einzelgängerisch leben, wie man lange dachte. Viel-

mehr unterhalten sie sehr fein abgestimmte Beziehungen zueinander, die von geteilter Jungenaufzucht mehrerer Weibchen bis zum minutiös geregelten gemeinschaftlichen Fressen an geteilter Beute reichen. Durch die Zerstörung ihres Lebensraums und die Jagd, die Familienstrukturen zerschneidet, verlieren die Pumas an Resilienz, so Bradshaw. In der Folge zeigten sie zunehmend auffälliges Verhalten, wie innerartliche Aggression oder auch eine Annäherung an menschliche Siedlungen.

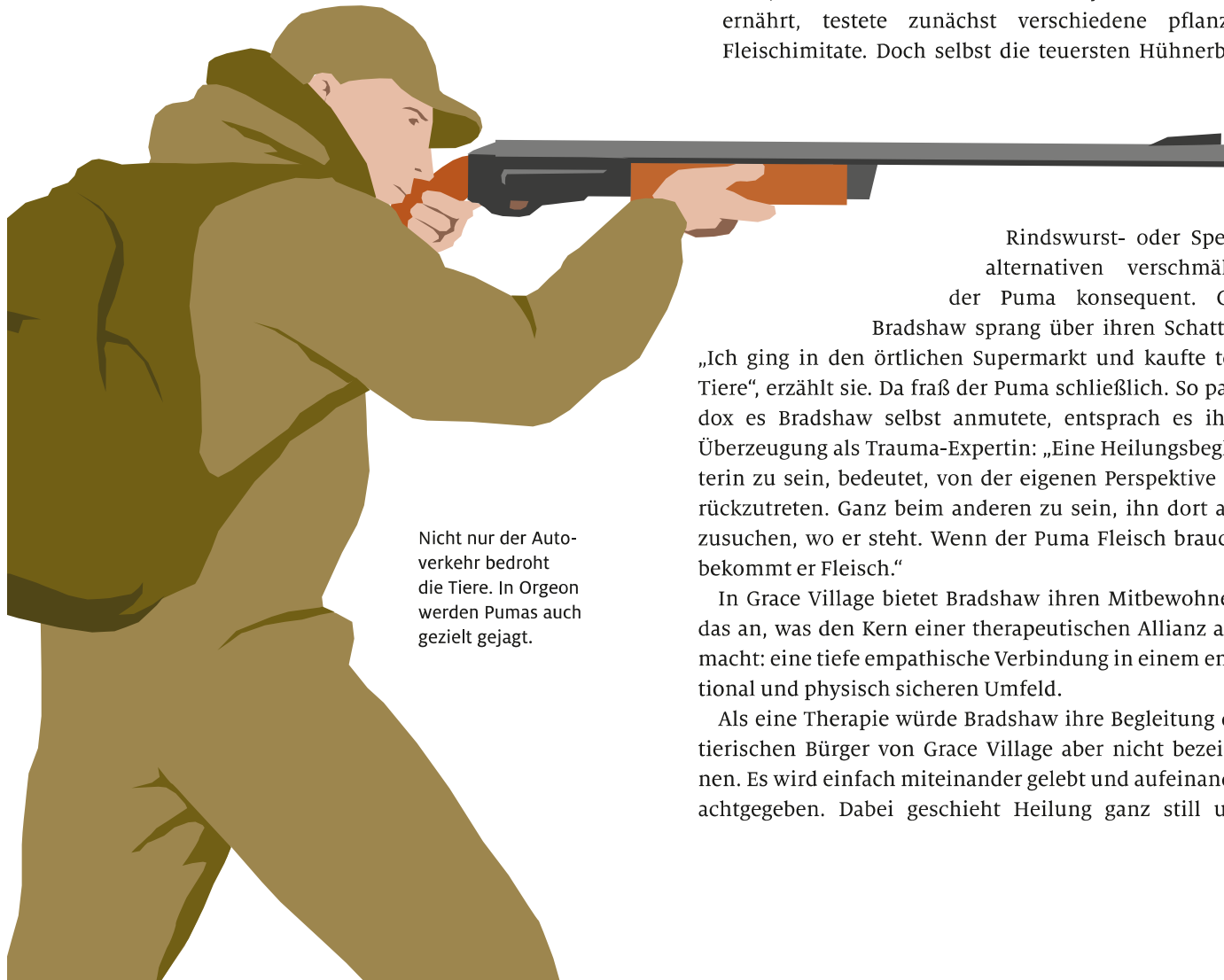
»Die Fähigkeit der Natur, Grausamkeit zu absorbieren, hat Grenzen«

Gay Bradshaw, Ökologin und Psychologin

Der Puma darf bleiben

Der junge Puma auf Bradshaws Hof verhielt sich nicht aggressiv, aber er hatte offensichtlich Angst. Bradshaw entschloss sich, sich um ihn zu kümmern, bis er wieder selbst jagen könnte. Um ihn medizinisch zu versorgen, hätte man das Wildtier betäuben müssen – das wäre psychisch sehr belastend für den Puma gewesen und kam somit nicht infrage. Aber Schutz und Futter konnte Bradshaw ihm geben.

Allerdings stellte die Ernährung des Fleischfressers sie vor eine ganz besondere Herausforderung: Die Tierrechtlerin, die sich selbst seit mehreren Jahrzehnten vegan ernährt, testete zunächst verschiedene pflanzliche Fleischimitate. Doch selbst die teuersten Hühnerbrust-,



Nicht nur der Autoverkehr bedroht die Tiere. In Orgeon werden Pumas auch gezielt gejagt.

Rindswurst- oder Speckalternativen verschmähte der Puma konsequent. Gay

Bradshaw sprang über ihren Schatten: „Ich ging in den örtlichen Supermarkt und kaufte tote Tiere“, erzählt sie. Da fraß der Puma schließlich. So paradox es Bradshaw selbst anmutete, entsprach es ihrer Überzeugung als Trauma-Expertin: „Eine Heilungsbegleiterin zu sein, bedeutet, von der eigenen Perspektive zurückzutreten. Ganz beim anderen zu sein, ihn dort aufzusuchen, wo er steht. Wenn der Puma Fleisch braucht, bekommt er Fleisch.“

In Grace Village bietet Bradshaw ihren Mitbewohnern das an, was den Kern einer therapeutischen Allianz ausmacht: eine tiefe empathische Verbindung in einem emotional und physisch sicheren Umfeld.

Als eine Therapie würde Bradshaw ihre Begleitung der tierischen Bürger von Grace Village aber nicht bezeichnen. Es wird einfach miteinander gelebt und aufeinander achtgegeben. Dabei geschieht Heilung ganz still und



Vorsichtig streckt die Schildkröte ihren Kopf aus dem Panzer.

heimlich: Die Schildkröte lugt Millimeter um Millimeter mutiger aus ihrem Panzer hervor. Den Papagei verlässt nach und nach die Anspannung, er hört auf, sich die Federn zu zupfen und entfaltet seine Flügel wieder. „Aber es gibt auch die, die du nicht erreichst. Die aufgegeben haben“, bedauert Bradshaw. In solchen Fällen könne man es mit einer Medikation versuchen, aber allzu oft wirke auch diese nicht. „Die sind fort“, sagt sie und meint damit, dass die erlittenen seelischen Verletzungen so stark sind, dass die Tiere dauerhaft apathisch bleiben oder sogar sterben.

Der Puma indes hatte Lebensmut. Er blieb ein scheuer Gast. Aber er fraß, er kam zur Ruhe, zeigte keine Angst mehr, wenn Bradshaw sich näherte, und betrachtete aus sicherer Entfernung das Treiben auf dem Hof. „Was ich da gemacht habe, das war illegal!“, ordnet Bradshaw ihr Handeln ein. „Raubtiere anfüttern, das ist absolut verboten.“ Tatsächlich gilt als oberstes Gebot im Zusammenleben mit Raubtieren überall auf der Welt, dass vermieden werden muss, Menschennähe mit Futter in Verbindung zu bringen. Bären, Wölfe und Pumas, deren natürliche Lebensumstände durch menschliche Aktivitäten

gestört werden und die zugleich die Erfahrung machen, dass es in der Nähe der Zweibeiner leicht erreichbare Nahrungsquellen gibt, werden mit größerer Wahrscheinlichkeit Mülltonnen plündern oder Schafe und Ziegen reißen. Das Risiko von unerwarteten und womöglich gefährlichen Begegnungen steigt. Diese Gefahr, betont Bradshaw, habe aber nichts mit einer naturgegebenen Gefährlichkeit von Raubtieren zu tun. Sondern damit, dass so gut wie alle Bären, Wölfe und Pumas aus Populationen stammen, deren natürliches soziales Gefüge durch traumatogene Einwirkungen des Menschen beeinträchtigt worden sei. Und traumatisierte Tiere, wie traumatisierte Menschen, verhielten sich eher angstaggressiv. „Die Fähigkeit der tierlichen Psyche und auch der Natur, Grausamkeit zu absorbieren, hat Grenzen“, meint Bradshaw. Die Forderung, Wildtieren durch Bejagung Grenzen aufzuzeigen, wie es hierzulande etwa der Bauernverband für Wölfe fordert, würde demnach die Wahrscheinlichkeit gefährlicher Begegnungen nicht mindern, sondern erhöhen.

Der Puma auf dem Lebenshof aber verschwand nach etwa drei Wochen und kehrte seitdem auch nicht mehr zurück. Offenbar hat er bei gestärkten Kräften entschieden, sich selbst wieder auszuwildern. //



Uta Maria Jürgens

ist Expertin für Mensch-Natur-Beziehungen, die sie als Psychologin erforscht und als Autorin beschreibt. Mehr zu ihrer Arbeit unter www.uta.info.

Auf ihrem Lebenshof bot Bradshaw dem Puma Ruhe und Nahrung – so konnte er genesen.

